In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 163 | Posen, den 19. Juli 1929 | 3. Jahrg.

Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hansa
von **Wilhelmine Fleck.**

23 Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Gottschalk zuckte die Achseln. „Das Recht dazu hatte er. Der Hof war ein Erbteil seiner Mutter."

„Und — der Junge?"

„Ist schon tot gewesen, als das Geld nach Helsingborg kam. Nun hat er's zu einer Vikarie für ihn in Sankt Katharinen bestimmt. Hast eben einen gar gottesfürchtigen Gatten, Telse."

Mit wilder, unwillkürlicher Bewegung schlug sie mit beiden Fäusten auf ihre Knie.

„Es nimmt kein Ende, es nimmt kein Ende", stieß sie hervor. „Und wenn auch der Bankert tot ist, das Weib in der Dankwartsgrube, die Frau Beates Schnalle trägt, lebt. Zu der wird er immer wieder laufen, sobald er frei ist, und des Schimpfs wird kein Ende sein für mich."

Ihr Gesicht verzerrte sich, wurde grob und abstoßend, wie immer, wenn ihre wild-wütende Eifersucht Herr über sie wurde."

„Beruhige dich!" sprach Gottschalk. „Er soll nicht wieder frei werden."

Sie zuckte erblassend auf. „Wie meinst du das? Ist das Urteil gefällt?"

„Nicht ganz." Er kam zu ihr und setzte sich auf die Armlehne des Sessels. Hor' zu, jetzt, was ich dir sage, und sei ruhig und vernünftig. Es ist eine Spaltung im Rat. Sie haben Tag für Tag beraten und konnten nicht übereinkommen. Heute abend in der Sitzung soll nun das letzte Wort fallen; aber noch steht die Wage."

Telse atmete hastig. Die Oberlippe schob sich von ihren Zähnen zurück. Das gab ihrem Gesicht etwas Grausames.

„Lossprechen kann ihn niemand", fuhr Gottschalk fort. „Dafür ist der Schade zu groß, den er angerichtet hat, die Hanse würde es gar nicht leiden, so gern auch einige Weichmütige, die an seiner Schönheit immer einen Narren gefressen haben, es täten. Diese sind's nun, die ihn zu lebenslänglicher Haft verurteilen wollen, erst im Turm, danach in seinem Hause. Sie vertrauen darauf, daß er im Wandel der Zeiten und Menschen wohl wieder frei werden könne.

„Aber die andere Hälfte des Rats sieht gerade darin die Gefahr; denn er hat noch immer viele Anhänger in der Stadt, die nicht ruhen werden, bis sie ihn befreit haben. Und wann wurden je Gefangene des Rats befreit ohne Gewalttat? Sollen die Anhänger Hinrich Paternostermakers sich für ihn bewaffnen? Soll das Blut der Ratsverwandten fließen und der Aufruhr durch die Straßen toben, nur weil ein Mann schöne Augen und eine glatte Zunge hatte und die Weiber beiderlei Geschlechts bei ihrer schwachen Seite zu packen wußte?"

„Mich hat er nicht betört", fuhr sie auf. „Ich habe immer gewußt, daß — "

„Ja, ja; du warst immer eine kluge Schwester, aber davon reden wir jetzt nicht."

Sie sah von der Seite mit flackernden Augen in sein Gesicht. „Auf welcher Seite bist denn du?" fragte sie lauernd.

„Auf keiner bis jetzt. Daher kommt's, daß die Wage steht. Sobald ich mich entscheide, schlägt das Zünglein aus."

„Und wann wirst du dich entscheiden?"

„Das steht bei dir."

Sie begann zu zittern. „Kamst du, mich um Rat zu fragen?"

„Ja."

Er erhob sich und stand vor ihr. „Sieh, wie es ist. Der Rat kann mir vorwerfen, daß ich meinen Schwager begünstige. Das wäre mir keine Ehre. Aber du kannst mir vorwerfen, daß ich dir den Gatten nehme; den treuen Gatten. Dazwischen hab' ich zu wählen. Aber das letzte möcht' ich fast noch weniger als das erste. Denn ich fürchte mich, dereinst Klagen von dir zu hören."

Telses Hände krallten sich in die Falten ihres Kleides. Nur der Allwissende hätte zu sagen vermocht, was sich alles an Zwiespältigem in ihrer Brust regte. Die Augen Gottschalks aber ruhten auf ihr und sprachen viel, viel; obgleich seine Lippen sich nicht regten. „Denk' an Klaus und Barbara Krukow. An deine gekränkte Frauenwürde denk'", schienen sie zu sagen. Dann senkte Gottschalk die Lider halb über die Augen und wartete. Telse hatte sich zurückgelehnt, stoßweise kam ihr Atem über die spröden Lippen. Sie wollte denken, überlegen und konnte nicht. In ihr war nichts als das Hin- und Herwogen von Haß und Zorn, von Eifersucht und wildem, gekränktem Hochmut. Der unterdrückte Groll langer Jahre ballte sich zusammen und erfüllte ihr ganzes Herz. Das Weib in der Dankwartsgrube, das Frau Beates Schnalle trug, der Junge, dem noch im Turm Johanns Sorge gegolten, um den er den Waldhof verkauft hatte — lauter Nadelstiche der Vernachlässigung und Geringschätzung, die alle noch ungerächt in ihrer Erinnerung brannten. Und dennoch, dennoch war ein Wehren in ihr, das letzte Wort auszusprechen, das gleichsam den Pfeil von der Sehne schnellen lassen mußte. Jetzt wandte Gottschalk sich, als ob er gehen wolle.

„Ich will dich nicht der Letzung berauben helfen, deinen Gatten ab und an im Turm zu besuchen", sagte er lächelnd. „Die heilige Geduld eines Eheweibes ist eben unerschöpflich. Ich sehe, du liebst ihn noch immer."

Das wohlbedachte Wort weckte den letzten noch schlummernden Dämon im Herzen der Frau. Sie! Ihn lieben, der ihrer bei einer anderen vergaß! Sie sprang auf. Das Gesicht ganz fremd, ganz hart. „Du irrst. Ich bin eine Lübecker Geschlechtertochter, die weiß, was sie sich selbst und dem Gesetz schuldig ist. Tu', was du für recht hältst. Ich will dem Wohl der Stadt nicht im Wege stehen", sagte sie atemlos.

*

Den ganzen Tag trieb die Unruhe Telse im Hause herum. Sie trug planlos Geräte von einem Platz zum andern, erteilte Befehle, ohne es zu wissen, und ersetzte sie im nächsten Augenblick durch andere. Sie glich fast den Uhrwerken einer späteren Zeit, die, einmal aufgezogen, immerfort im Kreise herumschnurren müssen, bis sie abgelaufen sind.

Dann war's plötzlich, als ob der rote Nebel, der sich um Telses Hirn und Augen gelegt hatte, sich zerteile, und durch seine zerflatternden Fetzen dämmerten Erinnerungen herauf und langsames Erkennen, was sie getan hatte. Ihre Weibnatur, gewalttätig zwar, aber doch in den engen Kreis kleinlicher Empfindungen gebannt, erschauerte in jähem Entsetzen vor einer Tat, deren Maße sie nicht erkannt hatte und die sie nun zu erdrücken drohte. Stark hatte sie sich gewähnt, aber für die Last dieser Verantwortung waren ihre Schultern zu schwach. Sie wollte zu Gottschalk gehen, ihr Wort zurücknehmen, ihm sagen, daß er sich zur Partei Attendorns schlagen müsse. Wie konnte ein Weib die Hand im Spiel haben beim Tod des Mannes, mit dem sie vor dem Altar gestanden hatte und der der Vater ihrer Söhne war!

„Isabel! Meinen Mantel! Sofort!"

Sie stampfte vor Zorn und Ungeduld mit beiden Füßen, als die Magd nicht eilfertig genug herbeistürzte. Durch die Straßen eilte sie, über denen die erste zarte Dämmerung des Septemberabends hing, ohne daran zu denken, daß sie sich bisher niemals ohne Dienerin öffentlich gezeigt habe. Schnell, um Gottes willen, schnell; es geht ums Leben! Den eisernen Türklopfer schwang sie, daß die Diele erdröhnte.

„Herr Gottschalk — wo ist Herr Gottschalk?" schrie sie die Magd an. Die erkannte die zornmütige Frau Bürgermeisterin und wich vorsichtig ein wenig zurück.

„Herr Gottschalk ist schon seit mittag im Rathaus."

Auf dem Absatz wandte sie sich um, lief keuchend die Straße hinauf, ihr schönes Kleid schleifte durch den Schmutz, ihr Mantel flog. Unter der Kapuze drängten sich gelöste Haarsträhnen hervor. Sie merkte nicht, daß man ihr nachsah, daß einer sie dem andern zeigte. Jetzt durch die Breite Straße zum Rathaus. Wieviele Menschen dort standen und zu den Fenstern des Sitzungssaales hinaufstarrten! Aber trotz des Gedränges wichen sie alle scheu nach rechts und links aus, und wie durch eine Gasse eilte Telse zur Tür. Die Treppe stürzte sie hinauf. Bei ihrem Anblick wich der Ratsknecht, der den Eingang zum Saal bewachte, erschrocken zurück.

„Jürgen Vischer, wo ist der Ratmann Bardewiek? Ich muß ihn sprechen. Ruf' ihn heraus!"

„Gestrenge Frau — er ist — ich weiß nicht —" stotterte der Spießtragende. Da öffnete sich die Tür, und der alte Attendorn trat heraus; leichenblaß, mit so verwüstetem Gesicht, als habe er drei Tage im Grabe gelegen. Als er Telse erblickte, wurde er noch fahler. „Gestrenge Frau, wie kommt Ihr hierher? Dies ist kein Ort. Ich bitt' Euch, erlaubt mir, daß ich Euch heimgeleite."

Sie spürte undeutlich, daß seine Stimme zitterte. Und wie seltsam er sie ansah!

„Ich muß meinen Bruder sprechen, Herr Peter. Schafft ihn mir heraus. Ich weiß, daß niemand die Sitzung unterbrechen darf, am wenigsten ein Weib, aber es **muß** sein", sagte sie in ihrem gewohnten herrischen Ton.

„Was wollt Ihr von Herrn Gottschalk?" fragte er sanft, indem er sie ein paar Schritte weiterhin führte. „Sagt mir's. Kommt Ihr um — Euren Mann?"

„Nein. Ja — Ihr seht mich so seltsam an, Herr Peter. Was ist's mit meinem Mann?" Ihre Augen starrten weit geöffnet. „Ist — ist der Spruch gefällt?"

Er bewegte erschütternd den Kopf. „So ist's. Vor zwei Stunden geschah es. Herr Hermann Gallin und zwei Ratsherren sind bei Eurem Mann. — Sie bringen ihm das Urteil", wollte er sagen, aber er vollendete den Satz nicht. Telse Wittenborg schwankte, griff ins Leere und stürzte mit einem gurgelnden Laut in schwerer Ohnmacht zu seinen Füßen.

Nacht ist's, und Johann Wittenborg liegt auf seinem Lager. Sie sind alle bei ihm gewesen. Vorgestern abend Herr Hermann Gallin mit den Herren Bernhard Oldenborch und Thomas Murkerke. Es ist sonst wahrlich nicht Sitte, daß der regierende Bürgermeister in Person ein Todesurteil überbringt, aber ein Fall wie dieser ist in der Geschichte der Stadt noch niemals dagewesen und wird — Gott geb's — auch nie wieder vorkommen.

Ernst und gemessen hat Herr Hermann sich der schweren Botschaft entledigt, ernst und gemessen, wie von fremder Macht aufrechterhalten, hat der Gefangene sie entgegengenommen. Aber als er dann wieder allein war, ist's über ihn gekommen wie Sturzseen, und Gott allein weiß, durch was für Tiefen seine Seele gegangen ist. Wer kann den Tod ausdenken, wenn das Blut noch heiß ist — in der Vollkraft der Jahre, wenn das Leben noch so reich sein könnte an Genuß und Arbeit! Und ein Mensch, in dem Phantasie und Gefühl immer übermächtig gewesen sind, leidet zehnfältig. In heißem Entsetzen ist seine Seele vor dem schwarzen Abgrund zurückgeschreckt, wendet sich mit klammernder Sehnsucht zur Sonne. „Ich kann nicht sterben — kann nicht sterben."

Er ringt mit der Todesangst wie mit einem wilden Tier, und auf seiner Stirn steht der Schweiß. Stunde um Stunde vergeht so, und noch immer ringt er mit dem Unfaßbaren, mit dem wilden Zorn, daß Menschen das Recht haben sollen, ihn aus dem Leben zu stoßen.

Da auf einmal geschieht Seltsames. Es ist, als ginge eine [illegible] Ist sie in ihm? Oder um ihn? Und in ihrem Licht sieht er ein dornengekröntes Haupt, das Haupt des Mannes der Schmerzen, der gekämpft und gelitten hat, wie Menschen leiden, doch ohne Sünde. „Per crucem et deprecationem tuam libera nos, Jesu", murmelt Johann Wittenborg mit weißen Lippen.

Jetzt meint er neben der dornengekrönten Gestalt eine andere zu sehen, nur allzu bekannt, mit lachenden Augen und lockigem Haar.

„Herr Vater — Herr Vater."

Wie von fern her klingt es, und doch ganz deutlich.

Da geht es durch die Seele des einsam Kämpfenden wie ein Aufatmen, ihm ist, als ob der qualvolle Griff, mit dem er sich ans Leben klammert, sich lockere. Ist es so schwer, durch das dunkle Tor zu schreiten, wenn dahinter jene beiden seiner warten? Er weiß es jetzt ganz sicher, sie werden da sein. Da neigt der gänzlich Erschöpfte den Kopf, und der Schlaf kommt über ihn. — — —

Des anderen Tages kommen viele Menschen, der advocatus, Pater Eligius, der Beichtvater, Herr Peter Attendorn, und so mancher andere, der mit ihm jung, fröhlich und leichtsinnig gewesen ist. Johann Wittenborg hat sich davor ein wenig gefürchtet, als möchte durch ihre Stimmen das Leben noch einmal allzu laut und lockend zu ihm reden; aber schon klingen diese Stimmen so seltsam fern, als wehten sie vom Lande herüber zu einem, dessen Schiff schon der hohen See zusteuert. — Er fragt nach Hinrich Paternostermaker. Ihn hätte er gern gesehen, gern erfahren, wie Barbara ihr Los trägt, aber hier hat die Gunst des Rats ihre Grenze. Alles mag dem Verurteilten gewährt werden, nur nicht der Besuch dieses Freundes. Sei's drum. Er weiß nicht und wird es nie erfahren, daß gerade seine Freundschaft für Hinrich Paternostermaker geholfen hat, ihm das Grab zu graben. Dann fragt er nach seinem Weib und seinen Söhnen. Aber Frau Telse rast im Fieber und ist ihrer Sinne nicht mächtig, und Gerwin und Hans sind schon seit Wochen bei dem Ohm in Hamburg. Johann neigt schweigend den Kopf. Die Knaben hätte er noch einmal sehen mögen. An der Schwelle der Ewigkeit gibt es Worte, die niemand, der noch mitten im Leben steht, so sprechen kann. Aber vielleicht ist's doch besser so. Gerwin und Hans sind Bardewieks, und wer weiß, ob ihr Kommen dem bitteren Kelch nicht noch einen besonders bitteren Tropfen hinzugefügt haben würde. — — —

Endlich sind sie alle fort; langsam geht der Tag zur Rüste, und noch einmal liegt Johann Wittenborg einsam auf seinem Spannbett und schaut hinauf zu der kleinen Luke, vor der der Stern strahlt. Heute heller als je. Ein volles, schmerzensreiches Jahr ist er ihm ein Freund gewesen, und heute grüßt er ihn zum letztenmal. Wenn ein paar Stunden später der glitzernde Punkt im Morgengrauen verbleicht, wird er ihn nie mehr sehen. Nie mehr. — Die Gedanken des Mannes, der keine Zukunft hat, gehen noch einmal alte Wege. Gefüllte Becher, Musik, verschwiegene Lauben und weiche, rote Lippen gab es auf diesen Wegen. Immer hat er Liebe gesucht, und in reichem Maße ist sie ihm geworden. Er hat zu den Menschen gehört, denen ein Zauber eigen ist, der die Herzen zwingt, die nur zu erscheinen brauchen, um geliebt zu werden. Dann kommen die Wege des Mannesalters, auf denen Verantwortung und Sorge liegt, aber auch Ehre; die höchste Ehre, die die Hanse einem ihrer Bürger verleihen kann, die goldene Bürgermeisterkette von Lübeck. Und als man sie ihm umhing, schwor er, „recht zu richten den Armen wie den Reichen, den Reichen wie den Armen, und davon nicht zu lassen in Lieb oder Leid."

„Hast du den Eid gehalten?"

Wie aus weiter Ferne klingt die Frage durch die Nachtstille, und die geliebteste Stimme spricht sie. Der Verurteilte fährt auf. „Klaus —"

„Hast du den Eid gehalten?"

„Ja — nein — ja — nein"

„Die Wahrheit, Johann Wittenborg. Im Angesicht der Ewigkeit."

(Schluß folgt.)

Frauen als Astronomen.

„Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das ihm zum Trotze auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denket, ist ebenso ekel als ein Mann, der sich schminket." G. E. Lessing.

Gleich Gotthold Ephraim Lessing haben früher selbst weitblickende Männer über die gelehrten Frauen sehr absprechend geurteilt. So sagt zum Beispiel der große Königsberger Philosoph Immanuel Kant von ihnen, daß sie ihre Bücher wie ihre Uhren tragen, nämlich — um gesehen zu werden. Selbst Schiller, der doch sehr hoch von den Frauen dachte, zeichnet die gelehrte Frau also:

„Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben,
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen."

Es bedurfte zu jenen Zeiten eines nicht unbedeutenden Wagemutes seitens der Frauen, um sich dem Frauenstudium zu widmen. Aber schon zu einer Zeit, als man die Worte Frauenfrage und Frauenbewegung noch gar nicht kannte, gab es Frauen, die sich mit Naturwissenschaften befaßten und mit der Astronomie beschäftigten. Besonders in letzterer Wissenschaft war es einigen Frauen vergönnt, eine Bedeutung zu erlangen, die auch heute noch hoch gewertet wird. Es mag wohl sein, daß der Anblick des unermeßlichen Sternenmeeres das intensive poetische Gefühl und die Phantasie der Frau besonders reizten und daß aus diesem Grunde der für das Schöne und Erhabene besonders empfängliche Sinn der Frau sich der Astronomie, der Königin der Wissenschaften, zuwandte.

Der erste weibliche Astronom, von dem wir hören, ist die Frau des Ratsherrn und Bierbrauers Johannes Hevelius in Danzig ums Jahr 1650. Hevelius selbst war ein bedeutender Astronom und Himmelsbeobachter, der für seine Messungen und Berechnungen in seiner Frau eine unersetzbare Hilfe hatte. Maria von Lewen, die Geliebte des unsterblichen Kepler, war eine astronomische Rechnerin von Ruf. Sie verfolgte und berechnete die Bahnen der Planeten, so das Material liefernd, das Kepler zur Aufstellung seiner Gesetze benötigte. Ein ganz außerordentlich tüchtiger weiblicher Mathematiker war die Französin Madame le Paute, gestorben 1788 in Paris. Sie bewältigte ungewöhnlich schwierige Berechnungen, unter anderem die Wiederkehr des Halleyschen Kometen, der auch pünktlich zur errechneten Zeit sich einstellte — nicht etwa aus Höflichkeit gegen eine Frau, sondern weil er einfach mußte.

Der bedeutendste weibliche Mathematiker aber, der je gelebt hat, war jene so berühmt gewordene junge Russin Sonja Kowalewska. Diese sympathische hochgelehrte Frau stammte aus Moskau, studierte in Berlin und Göttingen Naturwissenschaften, erwarb den Doktortitel und war, seit 1884, Professor der Mathematik an der Universität in Stockholm. Sie ist die Verfasserin vieler bedeutender mathematischer Arbeiten, am meisten aber überraschte sie die Gelehrtenwelt mit ihren mathematischen Untersuchungen über den materiellen Aufbau der Saturnringe; die geniale Lösung dieser so schwierigen Frage erweckte allgemeine Bewunderung. Karoline Herrschel, die große Schwester ihres größeren Bruders Wilhelm Herrschel, ist wohl der bekannteste und bedeutendste weibliche Astronom der älteren Zeit. Sie leistete ihrem Bruder bei der Anfertigung seiner Fernrohre unschätzbare Hilfe, durchforschte aber auch selbständig die Himmelsräume und setzte nach des Bruders Tode die Arbeiten weiter fort, bis sie im Alter von neunundneunzig Jahren starb. Die Entdeckung von acht neuen Kometen und vieler anderer Objekte des Himmels waren das wissenschaftliche Ergebnis ihres reichen Lebens.

Besonders Amerika ist das Land der weiblichen Astronomen, hier betätigen sie sich in beträchtlicher Anzahl an den von reichen Amerikanern gegründeten Sternwarten, vorzüglich im Beobachten und Messen der Sterne liefern sie wertvolle Arbeiten. Viele haben sich einen Namen gemacht nicht zum wenigsten auch durch beschwerliche Expeditionen im Dienste der Wissenschaft sowie durch Stiftungen zum Zwecke der Himmelskunde. Miß Bruce und Miß Draper haben vor einer Reihe von Jahren an der Harvard Universität eine Station für Himmelsforschung erbaut, an der gegen fünfzig Damen arbeiten. Genau eingeteilte Felder des Sternenhimmels werden photographiert und auf den photographischen Platten mit genauesten mikroskopischen Instrumenten die Entfernungen der einzelnen Sterne ausgemessen. Auf diese Weise kann man später, wenn die Stellen wieder photographiert und gemessen werden, feststellen, welche Veränderungen und Bewegungen stattgefunden haben. Unendlich viel Fleiß, Mühe und Geduld sind hierzu erforderlich, von deren Größe man sich ein Bild machen kann, wenn man bedenkt, daß etwa 50 000 Sterne gemessen und bestimmt wurden. Miß Bruce hat über 700 000 Mark für diese Zwecke hergegeben und auch die Heidelberger Sternwarte mit einem kostbaren Instrument bedacht. Eine weitere Reihe von weiblichen Astronomen hat sich hervorragend wissenschaftlich betätigt durch Mitarbeit an dem großen Himmelsatlas sowie durch Beobachtung und Erforschung der veränderlichen Sterne.

Auch deutsche vermögende Frauen früherer Jahre haben der Astronomie warmes Interesse geschenkt, so z. B. die Prinzessin Luise von Gotha, die selbst eine eifrige Himmelsbeobachterin war und neben namhaften Zuwendungen für astronomische Zwecke den ersten deutschen Astronomenkongreß im Jahre 1798 einberief.

Der größte weibliche Astronom des neunzehnten Jahrhunderts ist zweifellos die Engländerin Elisabeth Brown. Sie widmete sich besonders der Sonnenforschung, nahm an mehreren strapazenreichen Expeditionen zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen nach Sibirien, Lappland, Westindien teil, und starb vor ungefähr fünfzehn Jahren hochgeehrt als „Vizepräsident" der Englischen Astronomischen Gesellschaft.

Diesterwegs Wort, daß die erhabene Wissenschaft der Astronomie keinem Menschen vorenthalten werden soll, haben sich also auch die Frauen zunutze gemacht, und mit auch hierin vielfach den Mann übertreffender Geduld und Ausdauer leisten und leisteten sie wertvollste Arbeit. St.

Familien- und Geschäftsgeheimnisse.

Von der englischen Banknote zum Maraschino-Likör.

Im Sprichwort heißt es bekanntlich: „Schweigen ist Gold", und das können wohl am besten jene Familien bestätigen, in denen gewisse Geschäftsgeheimnisse schon seit Jahrhunderten bewahrt und unermeßlichen Reichtum gebracht haben. Wenige wissen, woher das Papier der englischen Banknoten stammt, denn die Herstellung ist ein Familiengeheimnis und wurde bereits vor über zweihundert Jahren erfunden. Im Jahre 1717 entdeckte ein gewisser Portal den Herstellungsprozeß; die englische Regierung schloß darauf einen Vertrag mit ihm, worin sie sich verpflichtete, alles Papier zur Herstellung der Banknoten von ihm zu beziehen. Der Kontrakt wird noch heute innegehalten, und einmal in der Woche wird eine bestimmte Menge aus Laverstoke, dem Sitze der Familie Portal, abgesandt. Während des Transportes wird das Papier von einer Anzahl von Detektiven bewacht. Trotz aller Schliche und Kniffe ist es bisher niemand gelungen, hinter das Geheimnis zu kommen, und es wird wohl mit der Familie Portal zugrunde gehen.

Mintonporzellan ist ein anderes Familienmonopol, obgleich es nicht patentamtlich geschützt ist. Ein Töpfer Minton aus Staffordshire in England erfand 1793 ein eigentümliches Porzellan, das eine grünliche Glasur zeigt und keinen anderen auch nur im entferntesten gleicht. Er behielt sein Geheimnis für sich und fabrizierte das Porzellan heimlich. Er erwarb sich in kurzer Frist ein nicht unbeträchtliches Vermögen. Vor seinem Tode übergab er das Geheimnis seinem ältesten Sohne, und in gleicher Weise wurde es von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die Werke befinden sich jetzt in Stoke-on-Trent, und jedes Jahr brauchen die Mintons fast hunderttausend Tonnen Ton zu dem berühmten Porzellan, das ihren Namen trägt. — England verdankt seine Herrschaft zur See nicht zum wenigsten der Familie Crawshay, die von einem Yorkshirer Bauern abstammt, der ein Verfahren entdeckte, Metalle besonders hart zu machen. Die Marine schloß daraufhin einen Vertrag mit ihm ab, ihr den gesamten Bedarf an Eisen zu liefern. Obgleich der Familie bereits mehrfach von fremden Nationen Millionen für das Verfahren geboten wurden, sind diese bisher stets zurückgewiesen worden. — Im Wein- und Likörhandel gibt es ebenfalls manche Geheimnisse von großer Bedeutung, die einzelnen Familien gehören. Der Lieblingswein des Kaisers Franz Joseph ist der Tokayer gewesen, der nach einem alten

Rezept auf den Besitzungen des Grafen von Zemplen hergestellt wird, während der nicht minder berühmte Lacrimae-Christi-Wein nur von der Familie Adrienne den Besitzern der Weinberge am Vesuv, bezogen werden kann. Der Maraschino-Likör wiederum wird von der dalmatischen Familie Nanis zubereitet, in deren Händen sich das Rezept bereits seit drei Jahrhunderten befindet.

Der schwindelfreie Vergnügungsflug.

Daß Menschen in einem Ort von 500 bis 1000 Meter Höhe nicht mehr so gut schlafen wie in einem tiefer gelegenen beruht auf schädlicher Suggestion. Wir müssen uns vor allem klarmachen, daß der Fluggast keine Arbeit zu leisten hat. Das ist auch der wesentliche Unterschied zwischen Flieger und Bergsteiger. Der Bergsteiger leistet durch das Steigen und das Tragen meist schweren Gepäcks eine erhebliche Arbeit. Viele Bergsteiger werden mit sich die Erfahrung gemacht haben, daß sie bei bedächtigen Schritten beschwerdefrei bleiben, daß sie aber in den hochgelegenen Hütten, wenn sie unbedacht in dem Tempo, wie es sie zu Hause gewöhnt sind, die Treppe hinaufspringen, schon nach 20 Stufen atemlos ankommen. Bei der Bergkrankheit, die bei manchen schon in 3000 Meter Höhe eintritt, kommt außer der körperlichen Arbeit noch ein psychisches Moment hinzu, nämlich das Bewußtsein der drohenden Lebensgefahr, das beim Gefühl des Nachlassens der Körperkraft und der Sicherheit eintritt.

Der Fluggast hat aber keine Arbeit zu leisten, und die Sicherheit des Flugzeuges ist unabhängig von seinem Gesundheitszustand. Auf eine Umfrage über Beschwerden in größeren Höhen im Jahre 1916 von Flugschülern z. B., bekam man die Antwort: „Beim Erreichen größerer Höhen — ich war bereits in 800 Meter — fühlte ich ein leichtes Herzklopfen und eine Beklemmung." Ein Jahr später würde jeder Flugzeugführer ausgelacht worden sein, der solche Beschwerden in 3000 Meter Höhe angegeben hätte. Das damals Neue, Ungewohnte, die dem Neuling noch unheimliche Entfernung von der Erde, das war das, was dem jungen Flieger die Beklemmung machte.

Den Fluggast oder denjenigen, der es werden will, interessiert vor allem auch die Frage, ob er genügend schwindelfrei ist. Zu seiner Beruhigung sei gesagt: Im Flugzeug oder Freiballon gibt es kein Schwindelgefühl. Sobald man frei über der Erde schwebt oder fliegt, ist ein Schwindelgefühl unmöglich. Es ist gleichgültig, ob man 100 oder 9000 Meter über dem Boden fliegt. Ein Schwindelgefühl kann nur eintreten, wenn man Vergleichspunkte nach unten hat, wie z. B. im Gebirge. Und noch eine Erscheinung sei erwähnt, die dem angehenden Fluggast Sorgen macht, die Seekrankheit, auch Luftkrankheit genannt. Auch diese Befürchtung ist unbegründet. Es werden allerdings bei sehr böiger Luft etwa 25 v. H. der Fluggäste seekrank; allein mit der Zunahme der Stabilität der Flugzeuge und mit der Einführung der Bestimmung, daß die Flugzeugführer möglichst ruhige Luftschichten aufsuchen sollen, wird das Eintreten der Seekrankheit immer seltener.

Kleptomanie? Lassen Sie sich operieren!

Bisher galt Kleptomanie für eine unheilbare Krankheit. Unwiderstehlich getrieben, kommt der von dieser Krankheit befallene Mensch von einem Diebstahl zum anderen, es lockt: Gold, Wäsche, brauchbare und unbrauchbare Dinge, und man muß die Hand ausstrecken und zum Dieb werden. Ein solcher Dieb war der heute 18jährige Arthur Emeriy in London schon als Schüler. Er wurde von der Anstalt gejagt. Bald darauf beraubte er einen Geldbriefträger und landete im Gefängnis. Für zwei Jahre. Zurückgekehrt, stahl er wieder und stand neuerdings wieder vor dem Richter. Hier erklärte er, nur dann Drang zum Stehlen zu haben, wenn er Schmerzen an einer bestimmten Stelle des Kopfes empfände. Vielleicht hätte ein männlicher Richter ihn angefahren, daß er sich solche faulen Witze verbitte, zum Glück für den scheinbar unheilbaren Langfinger aber saß vor ihm ein weiblicher Richter, der eine ärztliche Untersuchung anordnete. Die Untersuchung ergab, daß der Angeklagte an der rechten Seite des Gehirns ein Geschwür habe. Er wurde operiert, und nach einer weiteren Behandlung fühlte er sich völlig frei von jedem Trieb, sich an fremdem Gut zu vergreifen. So äußerte er sich jedenfalls Reportern gegenüber, die ihn interviewten. Man kann neugierig sein, wie lange die guten Wirkungen der Operation anhalten werden. Aber ohne Ironie gesagt: die Frage, ob Kleptomanie operativ heilbar sei, ist durch diesen Fall gewiß einer näheren Untersuchung wert.

Gedenktage.

19. Juli. Wie Carl Ludwig Schleich „Besonnte Vergangenheit" schrieb. Schleich, der Arzt und Philosoph, der am 19. Juli siebzig Jahre alt geworden wäre, hat mit keinem seiner Bücher einen so großen Erfolg erzielt wie mit seinen Lebenserinnerungen, die 1920 unter dem glücklichen Titel „Besonnte Vergangenheit" erschienen und heute in einer Auflage von mehr als 200 Tausend verbreitet sind. Ernst Rowohlt, sein Verleger, hat kürzlich in den „Kantate-Stimmen", die vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler am Cantate-Sonntag dieses Jahres herausgegeben wurden, auch von dem Werden dieses erfolgreichen Buches erzählt. „In den ersten Monaten nach dem Kriege", schreibt Rowohlt, „traf ich an einem alten Stammtisch, an dem ich schon vor dem Kriege verkehrt hatte, meinen verehrten Freund Carl Ludwig Schleich wieder. Diesen Stammtisch hat er selbst in seiner „Besonnten Vergangenheit" ausführlich beschrieben. Carl Ludwig Schleich war noch ganz aufs alte Regime eingestellt und fühlte sich damals todunglücklich. Da ich wußte, welch' ein prachtvoller Erzähler Schleich war, regte ich ihn eines schönen Tages, gemeinsam mit meinem Freunde Stefan Großmann an, doch seine Memoiren zu schreiben. Schleich war begeistert! Es bestand allerdings eine Schwierigkeit, und zwar die, daß der vielbeschäftigte Arzt nicht die Muße finden würde, seine Erinnerungen niederzuschreiben, Stefan Großmann hatte den guten Einfall, Schleich zu veranlassen, seine Erinnerungen kapitelweise zu schreiben, die wir dann in dem von uns gemeinsam herausgegebenen „Tage-Buch" in jeder Woche, soweit sie vorlägen, veröffentlichen würden. Er könne dann späterhin das Ganze noch einmal überarbeiten und das ergäbe dann von selbst das Buch. Das war auch insofern eine glückliche Lösung, als es Carl Ludwig Schleich ein besonderes Vergnügen machte, seine Arbeit immer gleich durch das „Tage-Buch" honoriert zu sehen. Er selbst wurde in wenigen Tagen ein völlig anderer Mensch, hatte neue Hoffnungen und sah das ganze Leben, trotz der Misere der Gegenwart, wieder rosig an. Wir saßen in dieser Zeit fast jeden Abend beieinander. Er erzählte mir, daß er morgens um ¼4 Uhr aufstehe, sich auf seinen Balkon setze und die Erinnerungen schriebe. Die Arbeit ging rüstig vorwärts und das Buch konnte erscheinen. Der Erfolg setzte rasch ein . . ." Manchem der zahlreichen Freunde Schleichs wird es ein lieber Gedanke sein, sich den verehrten Plauderer so bei der Morgenarbeit auf dem Balkon vorzustellen. — Schleich, der am 7. März 1922 starb, war in Stettin geboren. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit — er ist u. a. der Begründer der Lokalanästhesie — pflegte er immer seine lebhaften literarischen Neigungen, und man weiß ja aus seiner „Besonnten Vergangenheit" von seinen Beziehungen zu Dehmel, Strindberg u. a. Von seinen eigenen Werken sind außer Gedichten besonders die philosophischen Märchen „Es läuten die Glocken" bekannt geworden.

Aus aller Welt.

Do. X. **Das größte Flugzeug der Welt.** Die Dornier-Werke haben auf ihrer Schweizer Werft ein Flugschiff mit 12 Motoren für hundert Passagiere und einem Inhalt, auf dem vier Einfamilienhäuser Platz finden könnten, gebaut. Das Schiff, das unter dem Namen Dox bald volkstümlich werden wird, ist das größte der zur Zeit gebauten. Die neueste Nummer des „Illustrierten Blattes" (Nr. 29) zeigt auf dem Titelblatt sowie im Inneren einige interessante Spezialaufnahmen. Im Zeitalter des Luftverkehrs findet auch der Segelflug besonderes Interesse. Es ist jetzt zehn Jahre her, daß die ersten Versuche gemacht wurden, und die Wasserkuppe in der Rhön ist ein sportlicher und wissenschaftlicher Mittelpunkt für diesen schönen und eleganten Sport geworden. Der Tonfilm beschäftigt zur Zeit alle Filmfreunde. Das „Illustrierte Blatt" bringt einen amüsanten Bilder-Artikel „Sie müssen erst sprechen lernen". Ein anderer lustiger Bericht aus dem Theaterleben beschäftigt sich mit den Ballettratten der Pariser Oper. Der berühmte Karikaturist Dugo zeigt mit flotten Strichen die kleinen Ballettmädchen und die älteren Herren der Pariser Lebewelt, die ihre besonderen Beschützer und Mäzene sind.

Fröhliche Ecke.

Der Misanthrop. „Wieder 'n falsches Markstück in de Kasse. Die Menschen sind jemein, jemein abgrundtief jemein. Jeh rieber bei'n Zijarrenfritzen und koof 'ne Schachtel Streichhelzer 'fier."

Symbol des Sieges. Junggeselle: „Wundern muß ich mich stets, daß man den Sieg immer durch eine Frauengestalt darstellt." — Ehemann: „Wundern? Na, mein Gutester, man merkt, daß Sie nicht verheiratet sind."

Raffke sieht Venedig. Besucher: „Nun, Herr Raffke, Sie waren ja in Italien, wie hat Ihnen denn Venedig gefallen?" — Raffke: „Na, da hab ich mir bloß ein paar Stunden aufgehalten. Det war 'ne feuchte Chose. Die janzen Straßen waren ja überschwemmt."